

Christoph Hübenthal

Der menschliche und religiöse Sinn des Sports

§ 932

Spiel als soziale Aktivität, in der der Mensch Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer testet, gehört wesentlich zum Mensch-Sein dazu. Der Mensch findet sich selbst als spielendes Wesen vor. Im Spiel findet auch Begegnung mit dem Numinosen statt. Kult und Spiel sind aufs engste verwoben, wie sich an den antiken Olympischen Spielen oder am modernen Sport zeigt.

● Wer nach den Wurzeln des Sports fragt, muss sich in gewisser Weise einer unvordenklichen Vergangenheit zuwenden und die Ursprünge aufsuchen, da der Mensch vom Natur zum Kulturwesen wurde. Immerhin stößt man schon im Tierreich auf das »Spiel« als einer sozialen Aktivität, die auf Kraft, Schnelligkeit, Ausdauer oder Geschicklichkeit angelegt ist und nicht selten agonale, d.h. wettkämpferische Formen annimmt. Das Erstaunliche dabei ist, dass bereits das spielerische Verhalten der Tiere nicht restlos von seiner biologischen Funktion her bestimmt wird, sondern Züge einer eigentümlichen Naturenthobenheit aufweist.¹

Wo folglich der Mensch zum ersten Mal seiner selbst inne wird und genau darin seinen Anfang als Kulturwesen nimmt, findet er sich selbst schon als spielendes Wesen vor.

Kult(ur) und Spiel

● Diese vorkulturelle und doch nicht bloß der Natur zuzuschlagende Form des Spiels geht bald eine enge Verbindung mit der religiösen Selbstdeutung des Menschen ein. Denn wo dieser beginnt, sich als endliches, verletzbares und höheren Mächten ausgeliefertes Wesen zu begreifen,

»Spiel geht Verbindung mit der religiösen Selbstdeutung ein«

da kann er die im spielerischen Selbstvollzug gemachte Erfahrung, nämlich für einen Moment allen Naturnotwendigkeiten enthoben zu sein, leicht als Einbruch der Transzendenz ins alltägliche Ringen ums Überleben deuten. Das Spiel erweist sich so als kurzfristige Entlastung von den Zwängen der Existenz, als Unterbrechung der scheinbar endlosen Sorge ums Dasein und kann gerade deswegen zu einem privilegierten Ort werden, an dem die Begegnung mit dem Numinosen möglich wird.

Nicht zuletzt aus diesem Grund beginnt der Mensch schon bald mit der kultisch-kulturellen Überformung des Spiels, und das heißt, es Regeln zu unterwerfen. So wie die Dichtung den gewöhnlichen Rhythmus der Sprache im Me-

trum zu fassen sucht oder sich natürliche Klänge in Musik verwandeln, wenn sie im Takt angeordnet und in der Tonhöhe nach bestimmten mathematischen Verhältnissen variiert werden, wird auch dem zunächst noch wilden und planlosen Spiel allmählich in ein festes Regelwerk aufgelegt. Anfangs sind diese Gesetze noch vorkulturellen Ursprungs. So bietet etwa der natürliche

»die Götter auf kultisch-spielerische Weise um gutes Gelingen bitten«

Jahreszyklus immer wieder Gelegenheit zu Feiern, die dem Spiel eine besondere kultische Bedeutung beimessen. Neben den jahreszeitlichen Wechsel, der besonders durch die Tag- und Nachtgleiche oder die Winter- und Sommer Sonnenwende markiert wird, treten bald schon kulturelle Ereignisse wie der Beginn und das Ende der Jagdsaison oder die Zeit der Aussaat und der Ernte, die das Leben einem geordneten Wechsel unterwerfen und darin ebenfalls zum feierlichen Anlass werden, die Götter auf kultisch-spielerische Weise um gutes Gelingen zu bitten oder ihnen für ein solches zu danken.²

Außer durch diese äußeren Regelungen, die hauptsächlich vom Ablauf natürlicher und kultureller Ereignisse bestimmt werden, gewinnt das Spiel aber auch mehr und mehr dadurch an Gestalt, dass es einer inneren Gesetzlichkeit unterstellt und durch künstlich ersonnene »Spielregeln« veredelt wird. Wo es sich dabei um agonale und zugleich auf Kraft, Ausdauer, Schnelligkeit oder Geschicklichkeit angelegte Bewegungsspiele handelt, darf man durchaus vom Entstehen der ersten »sportlichen Regelwerke« sprechen, obschon die gegenwärtige Sportforschung eher die Unterschiede als die Übereinstimmungen zwischen vormodernen Formen der Körperkultur und dem modernen Sport betont.³

Die bekannteste kultische »Sportveranstaltung« dieser Art waren die Spiele von Olympia, die nachweislich seit 776 v. Chr. abgehalten wurden, aber zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich schon auf eine längere Geschichte zurückblicken konnten. Die enge Verwobenheit von Kult und Spiel, von äußerer und innerer Regelhaftigkeit, lässt sich an ihnen besonders gut veranschaulichen. Zum einen handelte es sich beim Hain von Olympia um eine alte religiöse Kultstätte, die dem Zeus sowie seiner Mutter Rheia und seiner Gemahlin Hera gewidmet war. Die Spiele selbst wurden ausdrücklich als »heilige Spiele« bezeichnet und fanden zumindest in der araischen und frühklassischen Epoche ausschließlich zu Ehren der Götter statt. Dass die Spiele selbst einer äußeren Regelhaftigkeit unterstellt waren, zeigt der vierjährige Rhythmus, in dem sie abgehalten wurden, ebenso wie der Gottesfrieden (»Ekecheiria«), der die Wettkämpfer und Zuschauer unter einen besonderen Schutz stellte und ihnen eine von allen Kriegshandlungen unbehelligte An- und Abreise sowie die freie Teilnahme an den Spielen zusicherte. Desgleichen

»heilige Spiele«

waren die Wettkämpfe selbst einem strengen Reglement unterworfen. So mussten die Teilnehmer und ihre Betreuer vor Beginn der Spiele einen heiligen Eid ablegen, dass sie sich streng an alle Bestimmungen halten werden; und zur Überwachung der Regeln wurden eigens ausgebildete Richter, die so genannten »Hellanodiken«, eingesetzt.⁴

Alles in allem lassen sich die antiken Olympischen Spiele somit als ein sprechendes Beispiel dafür anführen, wie die ursprüngliche Wildheit des Spiels in einem langen Zivilisationsprozess nach und nach so kultiviert wird, dass am Ende ein äußerlich wie innerlich wohl geregelter

»Sportkult« entsteht, dessen Vollzug überdies eine zutiefst religiöse Bedeutung besitzt.

Was bedeutet der Sport für den Menschen?

● Es ist interessant zu sehen, dass der moderne Sport, der sich zunächst ganz anderen Traditionen mit höchst unterschiedlichen Leitvorstellungen verdankte, zumindest in der Idee des Olympismus noch einmal bewusst an die antike Einheit von Sport und religiösem Kult anknüpft, und zwar aus alles anderem als nostalgischen Gründen. Die französische Soziologie des 19. Jahrhunderts vertrat nämlich die Überzeugung, dass die Arbeitsteilung in modernen Industriegesellschaften zu einer stetig wachsenden Entsolidarisierung führen müsse. Diesem gefährlichen Prozess, so meinte man, lasse sich nur mit der Herstellung eines neuen sozialen Bandes begegnen, das an die Stelle der vorrevolutionären, wesentlich im christlichen Glauben begründeten Gesellschaftseinheit zu treten habe. Genau

»moderner Olympismus – eine Religion«

auf diese Situation wollte Pierre de Coubertin mit seiner Idee des Olympismus und der Wiederbelebung der Olympischen Spiele antworten. In einer 1935 gehaltenen Rundfunkansprache macht er gleich zu Anfang klar, wie er die olympische Bewegung vor allem verstanden wissen will. »Das erste und wesentliche Merkmal des alten wie des neuen Olympismus ist: eine Religion zu sein.«⁵ Diese »religio athletae«, wie Coubertin sie auch zu nennen pflegte, stellte ein umfassendes Erziehungsideal dar, das den Menschen an die Erfordernisse der modernen Zeit anpassen sollte. Leistungsbereitschaft, Disziplin

und Auslese der Besten, aber auch Friede, Fairness, Völkerverständigung und eine hohe Wertschätzung der Kunst können als die wichtigsten Bestandteile dieser im Grunde von Menschen geschaffenen Religion genannt werden. Sie sollte zu jener spirituellen Kraft werden, von der man sich die Einheit der Nation und eine zumindest zeitweise Befriedung der Weltgemeinschaft erwartete.

Dass die olympische Idee trotz des beispiellosen kommerziellen und medialen Erfolgs, der ihr im 20. Jahrhundert beschieden war, nicht zu einer die Gesellschaft einenden Religion geworden ist, hat mancherlei Gründe. Neben der Tatsache, dass es sich bei der »religio athletae« um ein außerordentlich künstliches Gebilde handelt,

»Sport sperrt sich gegen exklusive Deutung«

dürfte auch der Umstand entscheidend gewesen sein, dass der Sport für viele Ideen, Botschaften und Inhalte in Anspruch genommen werden kann und sich daher gegen jede exklusive Deutung sperrt. Auf der anderen Seite besitzt er im Erleben der Menschen auch einen Eigenwert, so dass er sich nicht ohne weiteres für andere Zwecke – auch nicht für den vermeintlich höheren Zweck einer modernen Religion – ausbeuten lässt. Es bedarf keiner groß angelegten Sportlerbefragung und auch keiner umständlichen medizinischen Erklärung, um zu ahnen, worin der Eigenwert des Sports liegen könnte. Wer selbst schon einmal Sport getrieben hat, weiß, welche intensiven Erlebnisse hier möglich sind. Die innig erlebte Einheit des bewegten Körpers mit den ihn umgebenden Elementen, die beim Schwimmen ebenso erfahrbar wird wie z. B. beim Drachenfliegen; das Einswerden der Bewegung mit dem Sportgerät oder dem Partner, etwa beim Rudern, beim Rudern oder im Eistanz; und schließ-

lich die Erfahrung, dass die eigenen Handlungen sich harmonisch in die Spielzüge einer Mannschaft einfügen und dadurch deren oft hart erarbeitetes Spielverständnis auf gelungene Weise

»Einswerden in der Bewegung«

zum Ausdruck bringen – dies alles sind Beispiele für ein dynamisches und weltbezogenes Lustempfinden, das den Eigenwert des Sports zu einem wesentlichen Teil ausmacht.⁶

Neben dieser vor allem im eigenen Erleben angesiedelten Wertigkeit besitzt der Sport aber auch eine gesellschaftliche Bedeutung. Dass hier ebenfalls nicht gleich an eine Indienstnahme für fremde Zwecke gedacht zu werden braucht, erhellt sich schon daraus, dass er in vielen Landesverfassungen ausdrücklich zu einem Staatsziel erklärt worden ist, dem ein besonderer Schutz und vorrangige Förderung zuteil werden soll. Natürlich erwartet man sich dann vom Sport auch etwas. In erster Linie soll er der Gesundheit der Bevölkerung dienen und deren allgemeine Leistungsfähigkeit erhalten. Im Zusammenspiel mit intellektuellen und musischen Erziehungszielen soll er zur Bildung einer ausgeglichenen Gesamtpersönlichkeit beitragen. Bei der Integration von sozialen Randgruppen kann er zuweilen eine bedeutsame Rolle spielen; und

»Sport als Staatsziel«

schließlich erweist sich auch das ehrenamtliche Engagement, das zur Aufrechterhaltung des Sportbetriebs auf allen Ebenen von jeher unabdingbar war, als vortreffliche Schule zur Einübung staatsbürgerlicher Tugenden.

Streng genommen stellen diese und viele weitere Aufgaben des Sports zweifellos eine gewisse Indienstnahme und Verzweckung dar. Dennoch wird man nicht unbedingt behaupten

wollen, dass seinem Eigenwert dadurch ernstlich Schaden zugefügt wird, denn zum großen Teil kann er diese Aufgaben nur wahrnehmen, wenn er von den Menschen, die ihn ausüben oder unterstützen, wenigstens ab und zu als befriedigende und beglückende Aktivität erfahren wird. Den Sport zum Ausgangspunkt und Hauptbestandteil einer einzigen umfassenden Kunstreligion zu machen, wie Coubertin es vorzuschwebte, scheiterte also nicht zuletzt an der Eigenwilligkeit des Sporterlebens selbst, das sich immer wieder der vollständigen Funktionalisierung zu entziehen scheint.

Die Ambivalenz des Sports

● Das zuletzt Gesagte bedeutet freilich alles andere, als dass der Sport vor fremden Zugriffen völlig geschützt wäre. Das Gegenteil ist der Fall, und zwar aus zwei ganz unterschiedlichen Gründen, die gleichwohl miteinander zusammenhängen. Zum einen verlangt der Sport, zumindest der öffentlich zur Schau gestellte Sport, nach einer Deutung, und diese fällt selten einheitlich aus. Warum das so ist, lässt sich leicht nachvollziehen, wenn man sich klar macht, dass jede Art von Bedeutung, sei sie nun durch Gesten, Worte, Texte, Bilder oder durch jedes andere x-beliebige Medium vermittelt, letztlich auf eine Ausdruckshandlung des menschlichen Körpers zurückgeht. Alle Symbole und Symbolzusammenhänge besitzen ihren Ursprung daher in Handlungen. Entsprechend kann der menschliche Körper, sobald er nur eine Handlung vollzieht, auch als Ursymbol oder Urzeichen aufgefasst werden.

Nun liegt es in der Natur der Sache, dass sich der sportlich bewegte Körper, zumal im Spitzensport, oft bis an die Grenzen seines Leistungsvermögens wagt und sich in dieser extre-

men Situation überdies öffentlich darbietet. Was den ZuschauerInnen also gezeigt wird, sind außerordentlich geschickte, kraftvolle, schnelle oder ausdauernde Handlungen, die sich gerade wegen ihrer Herausgehobenheit und Nichtalltäglichkeit als Bedeutungsträger aufdrängen. Die ZuschauerInnen sind folglich gezwungen, dem

»Die sportliche Handlung ist ein uneindeutiges Zeichen.«

Sportgeschehen irgendeinen Sinn beizumessen. Doch – und genau dies macht die Ambivalenz des Sports aus – es ist keineswegs klar, um welchen Sinn es sich dabei handelt. Wenn man diesen Sachverhalt etwas wissenschaftlicher formulieren wollte, könnte man sagen: Die sportliche Handlung ist ein hochexpressives, semantisch jedoch notorisch uneindeutiges Zeichen. Und genau hierin liegt ihre Missbrauchsanfälligkeit. Schaut man sich die Geschichte des Sports ebenso wie sein gegenwärtiges Erscheinungsbild an, so wird rasch deutlich, dass das semantisch uneindeutige Zeichen »Sporthandlung« zum Träger aller möglichen Botschaften werden kann. Nationalistische Gesinnungen und weltweite Friedensappelle, kommerzielle Reklame und Solidaritätsbekundungen mit Notleidenden oder Opfern, quasireligiöse Ideologien und die Verherrlichung von Fortschritt und Technik, die Aufforderung zu Askese und Disziplin sowie die Betonung von Spaß, Freude und Lust bis hin zur Erotik – es gibt vermutlich keinen Bedeutungszusammenhang, der nicht schon mit Hilfe des Sports erfolgreich propagiert worden wäre. Zur Übermittlung von moralisch wünschenswerten Botschaften ist der Sport demnach ebenso geeignet wie für das genaue Gegenteil.⁷

Nun könnte man zu Recht sagen, dass sich die SportlerInnen oder – besser noch – der organisierte Sport als Ganzer keineswegs für alle Zie-

le gleichermaßen einspannen zu lassen braucht und daher gegen jedweden Missbrauch vorgehen sollte. Bis zu einem gewissen Grad geschieht dies vielleicht auch. Allerdings muss man bedenken – und das ist der zweite Punkt, der die Ambivalenz des Sports ausmacht –, dass die Sportorganisationen selbst ein eminentes Interesse an der Vereinnahmung des Sports haben. Betrachtet man den Sportbetrieb nämlich wie viele andere gesellschaftliche Sphären auch als einen Bereich, der längerfristig nur am Leben zu erhalten ist, wenn er über ausreichend personelle und finanzielle Unterstützung verfügt, und macht man sich zudem klar, dass die benötigten Mittel von den Sportorganisationen immer weniger durch eigene Kraftanstrengungen aufgebracht werden können, dann leuchtet es ein, dass andere Quellen zunehmend wichtiger werden. An ihrer Erschließung arbeiten die Sportorganisationen, indem sie sich um staatliche Hilfe bemühen oder Sponsorengelder beschaffen, indem sie zum ehrenamtlichen Engagement auffordern oder politische Entscheidungen zu Gunsten des Sports beeinflussen, indem sie ihn als unverzichtbaren Bestandteil einer auf Ganzheitlichkeit gerichteten Bildungsidee ausgeben oder

»Sportorganisationen selbst haben Interesse an der Vereinnahmung des Sports.«

ihn schließlich mit unterschiedlichen Strategien für die Medien anziehend machen. Dieser jenseits des Sports liegende und trotzdem so bedeutsame Bereich von möglichen Partnern umfasst im Grunde die gesamte Gesellschaft. Besonders ist dabei aber an die staatlichen Organe, die Medien und vor allem an die Wirtschaftsunternehmen zu denken. Ihnen gegenüber muss der Sport sich als ein Lebensbereich darstellen, der gerne in Dienst genommen werden will und

sich botmäßig für fremde Zwecke beanspruchen lässt. Um die überlebensnotwendigen Mittel einzutreiben, ist er somit gezwungen, sich als Träger aller möglichen Botschaften zur Verfügung zu stellen, und das heißt nichts anderes als sich ein Stück weit zu verkaufen.⁸

Der religiöse Sinn des Sports

● Wenn die bisherigen Überlegungen richtig sind und der Sport sich unter anderem deswegen nicht von einer einzigen Idee – etwa der des Olympismus – vereinnahmen lässt, weil er gegen jede Form der Verzweckung immer wieder seinen Eigenwert geltend macht und dank seiner Symbolträchtigkeit überdies nicht nur für eine, sondern für unzählige Deutungen offen steht – die er oft, um des eigenen Überlebens willen, sogar nachdrücklich einfordern muss –, dann könnte man zu der Auffassung gelangen, dass vom »religiösen Sinn« des Sports zu sprechen ebenso sinnig oder unsinnig ist, wie jede andere Sinngebung auch. Für die Kunstreligion »religio athletae« trifft dies gewiss zu, für den christlichen Glauben dagegen nicht. Einige kurze Bemerkungen sollen dies abschließend untermauern.

Sofern die Kernbotschaft des christlichen Glaubens nämlich lautet, dass Gott sich in Jesus Christus selbst, und zwar als unbedingt für den Menschen entschlossene Liebe, offenbart hat,⁹ setzt dies auf Seiten des Menschen wenigstens die Freiheit voraus, auf das göttliche Liebesangebot aus freien Stücken eingehen zu können oder es abzulehnen. Wenn Gott, mit anderen Worten, seinem Wesen nach nichts anderes ist als die Liebe (vgl. 1 Joh 4,7–21), dann nimmt er auch die menschliche Freiheit unbedingt ernst. Bei näherer Betrachtung erweist sich die vom christlichen Glauben notwendig vorauszuset-

zende Freiheit aber nicht nur zur Annahme Gottes eingeladen, sondern auch zur Bejahung des Mitmenschen verpflichtet. Damit erfährt sie sich zugleich als moralisch beanspruchte Freiheit. Solange übrigens in diesem Zusammenhang allein die Pflicht zur Anerkennung des Mitmenschen betont wird, handelt es sich um keine Besonderheit des Christentums, denn alle Menschen sind zu einem respektvollen Umgang miteinander aufgerufen. Christlich wird die Befolgung der moralischen Pflicht erst da, wo sie sich von dem tiefen Glauben getragen weiß, dass die Anerkennung des anderen letztgültig sinnvoll ist, weil sie sich als Teil einer allumfassenden, von Gott ermöglichten und von ihm getragenen Liebe erweist, wo also die moralische Anerkennung des anderen als symbolischer Ausdruck für die zuvorkommende Liebe Gottes verstanden werden kann.

Es ist dieser Glaube an die jetzt schon unwiderruflich zugesagte Sinnhaftigkeit allen Daseins, die ChristInnen in ihrem moralischen Anerkennungshandeln zum Ausdruck bringen dürfen. Von daher wird auch einsichtig, welcher

»Symbol für die Anerkennung des anderen und Einbezogenheit in die Liebe Gottes«

religiöse Sinn sportlichem Handeln aus christlicher Sicht allein zukommen kann. Die beglückenden Erfahrungen, von denen im Zusammenhang mit dem Eigenwert des Sports die Rede war, und ebenso die Indienstnahme des Sports für ganz unterschiedliche gesellschaftliche und soziale Zwecke können als letztgültig sinnvoll nur dann gelten, wenn sie sich zugleich als Symbol für die Anerkennung des anderen verstehen lassen und für das Vertrauen darauf, dass diese Anerkennung dereinst in die alles umfassende Liebe Gottes miteinbezogen sein wird. Das be-

deutet nun freilich nicht, dass dem Sport einzig und allein diese Bedeutung unterlegt werden dürfte. Abgesehen davon, dass jeder Versuch einer derartigen Beschränkung aus den bekannten Gründen ohnehin zum Scheitern verurteilt wäre, können ChristInnen durchaus eine Vielfalt von

Interpretationen zulassen. In der Moral der Anerkennung und im Glauben an letztgültigen, allein von Gott geschenkten Sinn besitzen sie aber einen ziemlich eindeutigen Maßstab dafür, welche der vielen Deutungen des Sports tatsächlich zulässig sind und welche nicht.

¹ Vgl. Johan Huizinga, *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*, Reinbeck 1987.

² Vgl. Carl Diem, *Olympiaden. Eine Geschichte des Sports*, Stuttgart 1964.

³ Vgl. John M. Carter/Arnd Krüger (Hg.), *Ritual and Record. Sports, Records, and Quantifications, in Pre-Modern Societies*,

Westport 1990.

⁴ Vgl. Horst Buhmann, *Der sakrale Charakter der antiken Olympischen Spiele*, in: Paul Jakobi/Heinz-Egon Rösch (Hg.), *Sport und Religion*, Mainz ²1986, 25–33.

⁵ Pierre de Coubertin, *Die Philosophischen Grundlagen des modernen Olympismus*, in: Avery Brundage u. a. (Hg.), *Die Olympischen Spiele*, Stuttgart 1971,

47–65, 47.

⁶ Vgl. Christoph Hübenthal, *Glück*, in: Omno Grupe/Dietmar Mieth (Hg.), *Lexikon der Ethik im Sport*, Schorndorf ²1998, 228–237.

⁷ Vgl. Eilert Herms, *Die Bedeutung der Ideologisierung für die Zukunft des Spitzensports*, in: ders., *Sport. Partner der Kirche und Thema der Theologie*, Hannover 1993, 70–81.

⁸ Vgl. Christoph Hübenthal, *Normen und Werte im Sport*, in: Alfred K. Tremel (Hg.), *Sportethik. Frisch, fromm, fröhlich – foul?* Jahrespublikation der Zeitschrift *Ethik und Unterricht* 9 (2001), 14–23.

⁹ Vgl. Thomas Pröpper, *Evangelium und freie Vernunft. Konturen einer theologischen Hermeneutik*, Freiburg i. Br. 2001, 57–71.

Internethinweise

Predigten, Arbeitshilfen etc. der EKD
www.kirche-und-sport.de

Aufsätze, Unterrichtsmaterial u.ä.

http://www.blsv.de/blsv/aktionen/k_u_s/k_und_s_wissen.html

Websites kirchlicher Sportverbände:

<http://www.djk.de>

http://www.dsg-wien.at/ueber/kirche_sport.html